

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 12 (1971)
Heft: 5

Artikel: Eine "bessere" Sowjetfamilie : die unorthodoxe Linie von "Nowi Mir" an einem zweiten Beispiel
Autor: Tarsis, Valerij
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095393>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Kommentar

Man stellt die Frage, was eigentlich an der Schweiz noch verteidigungswürdig sei. Man kann sie als rhetorisch empfinden und entzückt oder beleidigt sein, je nachdem; man kann aber auch eine Antwort geben, jeder die seine. Zum Beispiel «das Matterhorn» oder «nichts» oder «die Landsgemeinden» oder «die Stätten von Lenins Wirken». Ich jedenfalls gedenke, von der Möglichkeit zur Antwort Gebrauch zu machen. Und dass es hier weder für mich noch für andere eine vorgeschriebene Antwort gibt, nenne ich gleich als erstes der Dinge, die mir verteidigungswert scheinen (ich nehme den Ausdruck «verteidigungswert», weil ich lieber Werte als Würden verteidige, aber das soll jeder so halten wie er will). Ich kenne zwar sehr ehrenwerte Leute, welche grundsätzlich so eine Art vorschriftgemässe Antwort sehen, aber das ist nicht so wichtig. Meistens meinen sie es ohnehin nur moralisch, und dann gehört das zu ihrem Glauben, den ich im Sinne der Glaubens- (und Unglaubens-)freiheit für verteidigungswert halte. Wenn sie aber tatsächlich meinen, dass ihre Grundvorstellungen für die Gesamtheit ihrer Mitbürger eine Pflicht seien, dann sind sie im Irrtum, weil diese Pflicht nicht besteht; und das wiederum ist eine verteidigungswerte Sachlage, denke ich. Umgekehrt gibt es auch Leute, die mit entgegengesetzter Absicht das gleiche Spiel mitmachen und eine Pflichtantwort beklagen, die es nicht gibt. Das finde ich eine Heuchelei, aber Heuchelei ist eine unabdingbare Möglichkeit der freien Meinungsäusserung, und diese würde nicht länger verteidigt sein, wenn einer befugt wäre, verbindlich zu entscheiden, was an ihr Gebrauch oder Missbrauch ist.

Ich gehe in meiner Antwort weiter. Verteidigungswert an diesem Land scheint mir —

— dass hier kommunistische Autoren (wie Kohout) ihre Bücher verlegen lassen können, die sie in ihrer Heimat nicht veröffentlichen dürfen;

— dass man beim Wort «Zensur» zuerst an Pornographie denkt (was immer das sei), obwohl die Verbreitungsmöglichkeit schon dieses Dings grösser ist als in allen nichtbourgeoisien Gesellschaftsformen; dass man bereits von obrigkeitlicher Zensurwillkür spricht, wenn der Vertrieb einer Schrift unter Minderjährigen verboten wird; dass man eine behördliche Meinungsäusserung schon als Gipfel der Zumutung empfinden kann, wenn sie an alle Haushaltungen geschickt wird;

— dass die Frage, ob und wie weit Regierungsvertreter ihren Standpunkt vor der TV darlegen sollen, Stoff zur Diskussion gibt;

— dass zur Verteidigung der Errungenschaften unseres Gesellschaftssystems nicht der Henker zuständig ist; dass man sich öffentlich gegen die Regierung äussern kann, ohne in eine Nervenheilanstalt eingewiesen zu werden;

— dass der Tellismus-Winkelriedismus kein obligatorisches Fach an unsern Universitäten ist;

— dass ich nicht nur das Recht habe, einen Auslandspass zu beantragen, sondern auch das

Recht, einen zu erhalten; dass er für mehr als eine, ja sogar für beliebig viele Auslandsreisen gültig ist, und dass ich nicht begründen muss, warum ich reisen will;

— dass die Auslandskorrespondenten bei uns im ganzen Land umherreisen können, wenn es ihnen passt; dass sie den Siedlungskomplex Bern auch ohne vorherige Genehmigung unseres Politischen Departements verlassen dürfen;

— dass unsere Wahlberechtigten zwischen mehreren Kandidaten auswählen können; dass sie ihre Stimme einem Kandidaten geben können, der öffentlich dafür eintritt, dass die bestehende gesellschaftliche und politische Ordnung abgeschafft wird;

— dass die Arbeiter bei uns nicht verpflichtet werden, zu Ehren des 1. August und des Eidgenössischen Bettages gratis eine Extraleistung zu erbringen; dass man sie nicht zur Erklärung zwingt, sie wollten das freiwillig und spontan tun;

— dass wir pro Person mehr als neun Quadratmeter Wohnfläche (einschliesslich Küchen- und Toilettenanteil) haben; dass es bei uns ein Skandal ist, wenn mehrere Familien eine Zweizimmerwohnung teilen;

— dass der Arbeiter bei uns sehr viel mehr verdient als in den nichtkapitalistischen Ländern des Kontinents; dass der Arbeitnehmer nicht gezwungen ist, seine Interessen als identisch mit denen seines Arbeitgebers zu deklarieren; dass

bei uns die Forderung «Wir wollen Brot!» seit Jahrzehnten als Streikparole undenkbar geworden ist; dass bei uns der Streik nicht als volksfeindliche Sabotage bestraft werden kann (denn das Privateigentum an Produktionsmitteln verunmöglicht trotz seinen Ungerechtigkeiten wenigstens die Lüge von der Diktatur des Proletariats);

— dass ich wahrscheinlich Eigentümer an Produktionsmitteln sein könnte, wenn ich tüchtiger wäre;

— dass wir keine Staatsreligion haben, zu der sich jeder auch um den Preis einer Lüge bekennen muss; dass ein Schriftsteller, der sich im Ausland gegen unser System ausspricht, zurückkommen kann und nicht ausgebürgert wird; dass er hier weiter veröffentlicht; dass er dabei gut verdient;

— dass es bei uns eine Rolle spielt, was für eine Verfassung wir haben;

— dass wir alte Zeitungen zitieren dürfen;

— dass unser Parlament weder einstimmig das Verhalten unserer Bundesräte lobt, wenn sie im Amt sind, noch einstimmig ihr Verhalten tadelt, wenn sie abgetreten sind;

— dass wir nicht gezwungen sind, ausländische Mächte «brüderlich» zu nennen;

— dass uns das alles selbstverständlich scheint, obwohl es ausserhalb unserer Gesellschaftsordnung nirgends selbstverständlich ist.

Christian Brügger

Die unorthodoxe Linie von «Nowi Mir» an einem zweiten Beispiel

Eine «bessere» Sowjetfamilie

Valerij Tarsis zur Novelle «Zwischenbilanz» von Jurij Trifonow

Am Beispiel von Komrakows Erzählung «Ein halbes Jahr bis zum Herbst» hatte Valerij Tarsis in ZB Nr. 2/1971 aufgezeigt, dass die literarische Zeitschrift «Nowi Mir» auch nach dem Weggang von Alexander Twardowskij und einer weitgehenden Säuberung des Redaktionsstabes noch keineswegs auf die stalinistische Linie à la «Oktjabr» eingeschwenkt ist. Nun, das Wunder hält noch an. Auf eine alles andere als parteikonforme Art schildert die Novelle «Zwischenbilanz» von Jurij Trifonow eine Sowjetfamilie mit sämtlichen Lasten dessen, was man anderswo das «gehobene Kleinbürgertum» nennen und vorzugsweise in die Landschaft des bürgerlichen 19. Jahrhunderts ansiedeln würde (z. B. unbezahlte Dienstboten). Auch wenn man für einmal ganz absieht von den Konzentrationslagern und Irrenhäusern für Andersdenkende, von der bestenfalls frühkapitalistischen Haltung und Entföhrung der Arbeiter, vom Zwangsaufenthalt für Bauern (die ohne Zustimmung der Obrigkeit ihren Kolchos nicht verlassen dürfen), von allem also, was auch eine unorthodoxe Novelle in einer sowjetischen Zeitschrift nicht anrühren darf: Im Jahre 53 nach der Revolution ist man zum Punkt gekommen, wo man die Gebrechen der bourgeoisien Gesellschaft erreicht hat, nur ohne deren Kompensationen. Dank einer Ideologie, die man im Westen als Heilmittel für unsere Gebrechen empfiehlt.

In der Sowjetliteratur der letzten Jahrzehnte sind die belletristischen Werke entweder der Kriegs- oder der sogenannten Produktionsthematik gewidmet, d. h. der Arbeit in den Fabriken, Bergwerken usw. oder der Parteiarbeit. In diesen Romanen nimmt das Privatleben einen unbedeutenden, manchmal sogar einen anekdotisch winzigen Raum ein. Es wurde unterstellt, dass die Sowjetmenschen ausschliesslich den Interessen der Partei und dem Aufbau des Kommunismus leben. Im Schauspiel «Ein Moskauer Charakter» (1950), für das der bekannte Dramatiker Sofronow den Stalinpreis erhielt, ist z. B. eine Frau bereit, sich von ihrem Mann, einem

Fabrikdirektor, dafür scheiden zu lassen, dass er die Bestellung für eine neue Maschine für die Textilfabrik, in der sie arbeitet, nicht annehmen will, während ihr Werk überlastet ist. Sie kämpfen einen langen Kampf, und schliesslich siegt die Frau; der Gatte nimmt die Bestellung an, und der Familienfrieden ist wiederhergestellt. Die Zuschauer lachten über diesen Quatsch; die offizielle Kritik jedoch lobte das Stück. Auf diese Weise wurde das persönliche Leben der sowjetischen Menschen «wiedergegeben». Offiziell galten Familienleben und Moral der Sowjetmenschen als bedeutend besser und höher als die der Bourgeois. Da erinnere ich mich, wie noch

vor dem Krieg in Moskau François Mauriacs Romans «Le nœud de vipères» (Schlangenknauel) veröffentlicht wurde, der das Leben einer französischen Familie beschreibt. Schon der Titel besagt, wie der Autor dieses Leben sah. Im Vorwort zur russischen Uebersetzung wurde gesagt, dass eine solche abscheuliche Familie nur im «verfaulten Westen» möglich sei.

Dass die Zensur so etwas durchgelassen hat . . .

Und nun ist in der vorletzten Nummer von «Nowi Mir» (12/1970) Jurij Trifonows Novelle «Zwischenbilanz» erschienen, die ausschliesslich das Privatleben einer Familie behandelt — einer Familie, die man mit Fug und Recht ein «Knauel von Vipern» nennen kann. Ich staune, dass die Zensur so etwas durchgelassen hat.

Die Sowjetfamilie wird vorgestellt:

— Der Held, Gennadij — Uebersetzer von Gedichten. Er ist der Icherzähler.

— Seine Frau Rita — ehemalige Gewerkschafts-Aktivistin, der es gelungen ist, Ihre Arbeit aufzugeben (in der UdSSR haben alle Frauen bis 55 zu arbeiten), indem sie sich ein ärztliches Zeugnis über Leberleiden ergatterte.

— Der Sohn Kirill — Komsomolze und Student.

Ein trauriger Familienkreis

Gennadij lernen wir im Zustand verstörter Rationalität kennen. Er ist 48. Und hat plötzlich entdeckt, dass sein Leben jedes Sinnes bar ist. Seine Arbeit ist Pfscherei. Er übersetzt Gedichte aus Sprachen, die er nicht beherrscht, nach Zwischenzeilenübersetzungen. Bekanntlich ergibt die Wiedergabe eines Gedichtes in Prosa oft reinen Unsinn. So bastelt er denn irgendwas Gereimtes zusammen.

Das ist eine weitverbreitete Erscheinung in der UdSSR. Mir vertraute sich mehr als ein solcher Uebersetzer an; in der Sowjetunion wird aus 52 nationalen Sprachen übersetzt, und die Professionals kennen die wenigsten davon.

Hauptsächlich aber bedrückt unsern Helden die völlige Enttäuschung im Privat-, im Familienleben. Er ist zum zweitenmal verheiratet. Ein erstes Mal hatte er ganz jung geheiratet und sich bald wieder scheiden lassen. (Wie mir ein bekannter Advokat mitteilte, werden in der UdSSR täglich etwa 5000 Scheidungen vorgenommen.) Danach führte er das schöne, aber nichtssagende Mädchen Rita ins Standesamt. Und nun haben sie 20 Jahre nebeneinander hergelebt. Er versteht nicht, wie er es so lange aushalten konnte. Rita hat keinerlei geistige Interessen. Sie liest zwar Bücher russischer religiöser Schriftsteller — Berdjajew, Leontjew, die sie von irgendwoher illegal bezieht; sie kauft Ikonen; das ist seit einiger Zeit Mode als eine Art Protest gegen das herrschende System. Rita glaube jedoch nicht an Gott, überhaupt an nichts. Dazu Gennadij: «Es handelt sich hier nicht einmal um Interesse, sondern um eine Leidenschaft, eine Krankheit. Aber es liegt ihr kein echtes Gefühl zugrunde, sondern ein verlogenes, eitles.» (Inwieweit dies ein — gemäss der offiziellen Linie geführter — Hieb gegen die vielen Menschen ist, die sich aus tatsächlichem Bedürfnis heraus mit religiöser Thematik beschäftigen, wollen wir hier nicht untersuchen.)

Rita hat eine Busenfreundin namens Larissa — ein ebenso oberflächliches Weibsbild wie sie selbst. Larissa ist ebenfalls privilegiert, indem sie nicht arbeitet; beschäftigt ist sie u. a. damit, mit defizitären Artikeln zu spekulieren (und welcher Artikel wäre in der UdSSR nicht defizitär!). Ganze Tage lang klatschen die Freundinnen zusammen. Larissa braucht nämlich keine Hausarbeiten zu machen, da sie ihren Mann unterm Pantoffel hat. Die gleichen Spiessbürger sind die Verwandten — Volodja und Ljalja; auch sie haben nur dafür Interesse, etwas hinzuverdienen, um Importartikel kaufen zu können.

Rita legt sich einen Liebhaber zu, einen gewissen Hartwig. Er ist angesehener Mitarbeiter eines wissenschaftlichen Instituts. «Er kann vier Sprachen, liest lateinische Autoren im Originaltext.» Dafür kennt er sich jedoch in der Literatur überhaupt nicht aus, nicht einmal bei den Klassikern, die jedem Kind geläufig sind. Hartwig kultiviert ebenfalls die Liebe zu den Antiquitäten und zum Religiösen. Mit Larissa zusammen fahren die beiden in alte russische Städte — nach Sargorsk, Susdal, Swjatje Gory. «... immer näher zu den Mönchen, zur alten Zeit. Sie schlossen Bekanntschaft mit einem Popen, und dieser erlaubte Hartwig, auf den Glockenturm zu steigen und zu läuten. Das war natürlich alles Unsinn, Kapricen... (..) Alle diese Büchlein, Klöster und Reisen an die heiligen Stätten waren ja zur Mode geworden und deshalb trivial.»

Und schliesslich Kirill. Er passt durchaus zu seiner Umwelt. Keinerlei höhere Interessen, nur Fussball, Detektivromane und Flirts. Und das ist ein Komsomolze! Ans Institut wurde er dank Hartwigs Beziehungen zum Leiter der Prüfungskommission, einem apathischen Säufer, aufgenommen.

Soweit der traurige Familienkreis. Bedient wurde er von der Hausangestellten Njura, einer kranken, verschüchterten Frau. Die Familie hat eigentlich wie alle Sowjetmenschen kein Geld, um eine Hausangestellte zu bezahlen, aber Njura ist ihnen halt zugetan und arbeitet nun schon zehn Jahre umsonst; sie hat Kirill aufgezogen, diesen Dummerjan, wie ihn sein Vater nennt. Als sich Njuras Gesundheitszustand verschlechtert, wird sie kurzerhand hinausgeworfen. Ja noch mehr — Kirill entwendet ihr eine sehr alte Ikone, die er vorteilhaft versilbert. Vater und Mutter nehmen dies gleichmütig zur Kenntnis.

Die Krise des Helden . . .

Und dann erfolgt die seelische Krise des Helden. Seine Seele erstickt in dieser Atmosphäre. Sagt Gennadij:

«Es kann einer krank sein, es kann einer sein ganzes Leben lang eine Arbeit tun, die ihm nicht liegt, aber er muss sich dabei als Mensch fühlen. Dazu ist einzig und allein erforderlich — eine Atmosphäre einfacher Menschlichkeit.»

Diese Atmosphäre fehlt hingegen. Frau und Sohn verachten ihn ganz unverhohlen. Und so beschliesst er wegzugehen. Nur ist es kein ganz ernster Entschluss. Das ganze Elend kommt nämlich daher, dass Gennadij selbst ein leerer Mensch ist. Nichts fesselt ihn ernstlich. Er wirft zwar manchmal mit Nietzsche-Zitaten um sich, gibt aber zu, dass er bloss «eine Schwäche für Zitate» hat. «Mein Wissen ist sehr ungefähr, die Intelligenz reicht gerade zum Angeben, ich habe

Nietzsche nie ernsthaft gelesen und weiss nichts gründlich...»

Und nun kommt ihm plötzlich die — wie er sich ausdrückt — «Idee des unbeschwertes Scheidens — alles von vorn zu versuchen, solange es noch nicht zu spät dazu ist... Aber wir verlassen einen Saal sehr selten vor dem Schluss.»

Er fährt nach Turkmenien, wohin ihn sein Bekannter, der Dichter Mansur, eingeladen hat, um sein zusammengestoppeltes Poem «Das goldene Glöcklein» zu übersetzen, natürlich wieder nach Zwischenzeilenübersetzung, da er nicht Turkmenisch kann. Mansur und seine Freunde, angesehene Persönlichkeiten im kulturellen Leben ihrer Republik, sind Faulenzer und Säufer. Der leidende Held verbringt einige Zeit mit ihnen, probiert es auch mit einer Liebesgeschichte, um die Zeit totzuschlagen.

... führt in den eingewohnten Dreck zurück

Nach einem Monat fühlt er aber mit Entsetzen, dass er nicht dazu geschaffen ist, allein zu leben: es zieht ihn nach Hause, zur Familie, ob schon er weiss, dass seine Familie ein Schlangenknauel ist. Aber es ist seine Atmosphäre. Und er versteht, dass es für ihn keinen andern Weg gibt. Leben denn Larissa und ihre Familie, Volodja und Ljalja, seine Freunde, der Verlagsdirektor, der bei ihm Uebersetzungen bestellt, etwa anders?

Und so kehrt er in sein Heim zurück, wo man ihn wie zuvor verachtet, wo das Liebesleben Ritass und Hartwigs abrollt — letzterer ist übrigens auch zum zweitenmal verheiratet und nicht ganz zufrieden dabei. Gennadij ist keineswegs eifersüchtig oder betroffen. «Von neuem» fängt das Alltagsleben an, ohne Aussichten, ohne Hoffnung. Das Ende der Novelle ist vielsagend:

«In Moskau gingen die Leute im Mantel. Kälte, Regen den ganzen Monat, die Gärten gefroren; die Kartoffeln kosteten anderthalb Rubel das Kilo (Monatslohn eines Arbeiters 100 Rubel), und Rita und ich fuhren an den Rigaer Strand in ein Erholungsheim.»

Der intellektuelle Gennadij hat es aufgegeben, einen Sinn in seinem Leben zu suchen, er lebt maschinell, automatisch, wie die Sowjetmenschen halt leben.

Denn die Suche nach dem Sinn der individuellen Existenz läuft auf die Fragen hinaus, wohin die Gesellschaft als Ganzes strebt, woran man glauben kann, was das Ziel ist.

Zwischenbilanz im Jahre 53

Die innere Leere der Persönlichkeit des Helden und seiner Verwandten und Bekannten ist heute eine Massenerscheinung unter den Sowjetmenschen, die nicht den Weg des Protestes gegen das bestehende Regime der Unterdrückung gewählt haben. Diese Entpersönlichung spiegelt auf eigenartige Weise die geistige Krise der herrschenden kommunistischen Ideologie wider. Jurij Trifonow hat eine für sowjetische Verhältnisse kühne, weil ein Stück Wahrheit beschreibende Novelle geschaffen. Im Westen müsste man sie unbedingt lesen; dann würden die Menschen hier dieses Stück Wahrheit über das Leben der Sowjetmenschen kennenlernen. Mit seiner «Zwischenbilanz» des Lebens sowjetischer Menschen hat der Autor überzeugend ihren geistigen Bankrott dargelegt. ■